

FORSCHUNGSBERICHT IZSW 2018

KONTAKTDATEN

Prof. Dr. Andrea Kübler
(Vorsitzende)

Marcusstraße 9-11
97070 Würzburg
Tel.: 0931/31-80179
E-mail: andrea.kuebler@uni-
wuerzburg.de

PD Dr. Thomas Polak
(2. Vorsitzender)

Klinik und Poliklinik für Psychiatrie,
Psychosomatik und
Psychotherapie
Margarete-Höppel-Platz 1
97080 Würzburg
E-mail: Polak_T@ukw.de

AUFGABEN UND STRUKTUR

Das IZSW entwickelte sich 2000 aus dem „Interdisziplinären Würzburger BMBF-Suchtforschungsverbund“ zu neurobiologischen und verhaltensbiologischen Grundlagen der Alkoholabhängigkeit (1996-2001) und trägt zur dauerhaften Entwicklung und Förderung einer Suchtforschung im grundlagen- und anwendungsbezogenen Bereich zu stoff- und zunehmend auch nicht stoffgebundenen Süchten bei. Lehre, Fort- und Weiterbildung in allen suchtassoziierten Feldern sowie ambulante und stationäre Therapieinterventionen und gesundheitspolitische Entscheidungshilfen sollen optimiert werden.

FORSCHUNG IM ÜBERBLICK

Projekt: Alkoholsensitivität – Moderatoren und Outcome Hintergrund

Lehrstuhl für Psychologie I

Der Aufmerksamkeitsbias beim Shisha-Rauchen: Eine Studie mittels Visual Probe Task

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

Der Aufmerksamkeitsbias bei Shisha-Rauchern – eine Studie mittels Drug-Stroop-Task

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

Methamphetamin in Unterfranken - Eine Pilotstudie zu Verbreitung und Konsum von Crystal Meth –

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

Bayrische Pneumologen/innen und Tabakentwöhnung

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

Eine Qualitative Inhaltsanalyse von Ratgebern zum Thema „Co-Abhängigkeit“

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

CO-Abhängigkeit: Die Perspektive des Abhängigkeitserkrankten und die, des Angehörigen

Lehrstuhl für Psychologie I – Interventionspsychologie - AG Kübler

Forschungsschwerpunkte Klinische Suchtmedizin

Leitung: PD Dr. med. Dipl.-Chem. Thomas Polak, Mitarbeiter: Dipl.-Psych. Katrin Joachim, Dipl.-Soz.-Päd. Dagmar Böhmert-Weijers, Jonas Leinweber

Kontextkonditionierung bei Rauchern: eine Studie in Virtueller Realität

Lehrstuhl für Psychologie I - Biologische Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapie - AG Pauli

Modulation von Cue-Reaktivität durch die Erwartung zu rauchen

Lehrstuhl für Psychologie I - Biologische Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapie - AG Pauli

Projekt: Alkoholsensitivität – Moderatoren und Outcome Hintergrund

Projekt durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann, Dr. Marko Paelecke, Prof. Dr. Andrea Kübler und Prof. Dr. Johannes Hewig.

Alkoholsensitivität ist definiert als die Alkoholmenge, die nötig ist, um eine spürbare physiologische oder psychische Wirkung zu erzielen oder das Ausmaß, in welchem eine bestimmte Alkoholdosis subjektiv physiologische oder psychische Wirkungen entfaltet (Fleming et al., 2016). Es gibt inzwischen starke empirische Evidenz dafür, dass Menschen sich in der Sensitivität gegenüber Alkohol unterscheiden (Quinn & Fromme, 2011). So gibt es beispielsweise eine Alkoholunverträglichkeit oder auch Alkoholintoleranz, die durch eine gestörte Verstoffwechslung von Alkohol bedingt ist (Wall et al., 2016). Alkoholunverträglichkeit kann genetische Ursachen haben, diese Form tritt jedoch hauptsächlich in asiatischen Bevölkerungsgruppen auf. Andere Ursachen können Medikamente oder chronischer, übermäßiger Alkoholkonsum sein. Die mildere Form einer hohen bzw. niedrigen Alkoholsensitivität ist mglw. ebenfalls genetisch beeinflusst (Otto et al., 2017) und auch die Entwicklung einer Alkoholabhängigkeit ist in substantiellem Maß genetisch bedingt (Liu et al., 2004). Nach dem *Low Level of Response Model* (Schuckit, 2009) ist eine niedrige Alkoholsensitivität ein phänotypischer Risikofaktor für die Entwicklung einer Alkoholabhängigkeit. D.h., wenn Menschen mit einer geringen subjektiven Reaktivität auf Alkohol diesen trinken, um einen Wirkungseffekt zu erzielen, müssen sie mehr Alkohol trinken, um dies zu erreichen und entwickeln damit schneller Toleranzeffekte, Entzugssymptome und Abhängigkeit (Schuckit, 2009). Hier stellt sich die Frage, ob diese Menschen folglich vor allem in bestimmten Situationen (viel) Alkohol konsumieren. Dies ist bisher nicht systematisch untersucht worden. Zudem ist nach wie vor unklar, ob es eine genetische Veranlagung spezifisch für die Alkoholabhängigkeit gibt oder ob es sich vielmehr um eine allgemeine Prädisposition zu Suchtverhalten handelt (Blum et al., 2014; Trucco et al., 2018). Daher ist es interessant, ob eine geringe Alkoholsensitivität auch mit einem (regelmäßigen) Gebrauch anderer legaler oder illegaler Drogen einhergeht und ob sich Zusammenhänge im Ausmaß des Konsums von Alkohol und anderen Drogen zwischen Verwandten ersten Grades (Eltern, Geschwister) finden lassen.

Es hat sich gezeigt, dass geringe Alkoholsensitivität mit automatisiertem Annäherungsverhalten an Alkohol und einer geringeren Fähigkeit zur Inhibition assoziiert ist, was sich gut mit dem *Dual Process Modell of Substance Use* von Wiers und Kollegen (2007) vereinbaren lässt (Fleming & Bartholow, 2014). Darüberhinaus üben Resilienz, Impulsivität und Depressivität einen mediierenden Einfluss auf den Alkoholkonsum bei einer gegebenen genetischen Risikodisposition aus (Trucco et al., 2018). Der Zusammenhang dieser Variablen mit der Alkoholsensitivität ist bisher nicht untersucht worden.

Bei der Untersuchung von Exekutivfunktionen lassen sich nach Friedman und Kollegen (2008) drei untergeordnete Bereiche (Inhibition, Arbeitsgedächtnis und Aufgabenwechsel) finden, die spezifischen genetischen Einflüssen unterliegen, jedoch hoch miteinander korreliert sind. Ihr gemeinsamer zugrunde liegender Faktor Exekutivfunktionen ist ebenfalls in einem hohen Maß genetisch bedingt und weitgehend unabhängig von allgemeiner Intelligenz und Verarbeitungsgeschwindigkeit; beeinflusst werden sie jedoch von Ablenkbarkeit bzw. Aufmerksamkeit (Paelecke-Habermann et al., 2005). Geringer ausgeprägte Exekutivfunktionen, wie z.B. die Fähigkeit zur Inhibition, sind ein Risiko für die Entwicklung einer Abhängigkeit (Hein et al., 2007). Sie werden jedoch, wie auch verschiedene Formen der Aufmerksamkeit (Tibboel et al., 2010) durch chronischen oder exzessiven Alkohol- und anderen Drogenkonsum auch und z.T. nachhaltig beeinträchtigt (Jentsch & Taylor, 1999). Hier stellt sich die Frage, ob und in welchem Ausmaß Exekutivfunktionen und Fehler in der Aufmerksamkeit mit Alkoholsensitivität korrelieren.

Ziele/Forschungsfragen

1. Geht eine geringe Alkoholsensitivität auch mit einem Gebrauch anderer legaler/illegaler Drogen einher?
2. Gibt es Zusammenhänge im Ausmaß des Konsums von Alkohol und anderen Drogen zwischen Verwandten ersten Grades (Eltern, Geschwister)?
3. Trinken Menschen mit einer geringen Alkoholsensitivität Alkohol in spezifischen Situationen (intra- und unterindividuell)?
4. Wird Alkoholsensitivität von Resilienz, Impulsivität und Depressivität beeinflusst? Wenn welcher Art ist dieser Einfluss?
5. Lässt sich Alkoholsensitivität durch Impulsivität, Inhibition und Exekutivfunktionen vorhersagen?
6. Lässt sich in den Daten eine Modellstruktur von Risikofaktoren, Moderatoren, Outcome und Konsequenzen finden?

Der Aufmerksamkeitsbias beim Shisha-Rauchen: Eine Studie mittels Visual Probe Task

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann und Prof. Dr. Andrea Kübler

Hintergrund. Shisha-Rauchen gewinnt als Variante des Tabakkonsums seit einigen Jahren zunehmend an Bedeutung. Gesellschaftlich stärker akzeptiert und als positive Entspannung unter Freunden angesehen, werden die gesundheitsschädigenden Auswirkungen beim Inhalieren des durch Wasser gezogenen, hoch-toxischen Rauchs häufig unterschätzt. Dabei gibt es starke Hinweise auf eine mögliche Abhängigkeitserkrankung durch Shisha-Konsum. Substanzabhängigkeit ist unter anderem gekennzeichnet durch eine Sensitivierung des Belohnungssystems, was sich in erhöhtem Anreiz von suchtassoziierten Reizen und dadurch ausgelostem starken Verlangen zeigt. Beobachtet werden kann häufig ein Aufmerksamkeitsbias, d.h. eine überproportionale Aufmerksamkeitslenkung von konsumierenden Personen auf relevante Reize. Beim Visual Probe Task (VPT) zeigt sich ein Aufmerksamkeitsbias, wenn Personen schneller auf Objekte reagieren, welche an einem Ort erscheinen, an dem zuvor ein suchtrelevanter Reiz gezeigt wurde.

Methodik. Bei 55 Shisha-Rauchern und 50 Nichtraucherern wurde ein VPT mit je 12 Shisha-Bildern und neutralen Bildern durchgeführt. Die Bilder wurden in einer Voruntersuchung an einer Online-Stichprobe validiert. Probanden (überwiegend Studenten verschiedenster Studienfächer) wurden über das Versuchspersonenportal der Universität Würzburg sowie über soziale Netzwerke und Flyer rekrutiert. Ein Fragebogen zu demografischen Daten, Kennwerten des Konsums und Einstellungen gegenüber Shisha-Rauchen sowie zu Zigaretten- und Alkoholkonsum wurde durchgeführt und daraufhin der VPT mit 2 x 96 Experimentaldurchgängen mit einer Stimuluspräsentation von 2000 ms am PC durchgeführt. Abschließend beurteilten die Teilnehmer alle Shisha-Bilder hinsichtlich ausgelostem Craving und Erregung.

Ergebnisse. Raucher wiesen höhere Craving- und Erregungswerte für die Shisha-Bilder auf als Nichtraucher. Die Interaktion zwischen Gruppe (Raucher, Nichtraucher) und Zielobjektposition (Shisha, Neutral) war signifikant mit mittelgroßer Effektstärke. Raucher reagierten im Vergleich zu Nichtrauchern schneller, wenn das Zielobjekt hinter einem Shisha-Bild erschien als hinter einem neutralen Bild. Entgegen der Erwartung korrelierte dieser Effekt nicht mit dem vor der Untersuchung erhobenen aktuellen Craving der Personen, den bisherigen Aufhörversuchen oder der Häufigkeit des Konsums.

Diskussion. Die Ergebnisse sprechen für einen Aufmerksamkeitsbias bei Shisha-Rauchern. Die nicht gefundenen Korrelationen konnten auf schwache Abhängigkeitskennwerte oder unpassende Gruppeneinteilung zurückzuführen sein, sowie auf einen möglicherweise ohnehin schwachen Zusammenhang zwischen Craving und dem Aufmerksamkeitsbias. Grenzen der

Untersuchung und Hinweise für weitere Forschung werden diskutiert. Die Ergebnisse sind relevant für das Verständnis von Shisha-Rauchen und Abhängigkeit und liefern Hinweise auf Interventionsmöglichkeiten.

Der Aufmerksamkeitsbias bei Shisha-Rauchern – eine Studie mittels Drug-Stroop-Task

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann und Prof. Dr. Andrea Kübler

Die steigende Nutzung moderner Tabakkonsummethoden wie das Shisha-Rauchen wird als globale Epidemie bezeichnet. Vor allem unter jungen Erwachsenen und Jugendlichen scheint der Konsum der Wasserpfeife trotz großer gesundheitlicher Gefahren stark an Beliebtheit zu gewinnen. Zudem wird beim Wasserpfeifenrauchen der süchtigmachende Stoff Nikotin zu sich genommen, weswegen die Vermutung naheliegt, das Shisha-Rauchen könnte vergleichbar mit dem Zigarettenkonsum in eine Abhängigkeit führen. Viele Forschungsarbeiten konnten für diverse Süchte einen Aufmerksamkeitsbias der Betroffenen gegenüber suchtbezogenen Stimuli aufdecken. Der Aufmerksamkeitsbias beschreibt das Phänomen, dass die Aufmerksamkeit Süchtiger auf mit der Substanz assoziierten, für eine Aufgabe jedoch irrelevanten Stimuli ruht und somit anderweitige, relevante Stimuli nicht beachtet werden. Der Hintergrund dieser tieferen Verarbeitung substanzbezogener Stimuli beschreibt, dass nach wiederholtem Substanzgebrauch eine Sensitivierung des Belohnungssystems stattfindet und somit mit der Sucht assoziierte Stimuli eine anreizvolle Salienz entwickeln und Verlangen (Craving) nach der Substanz auslösen. Mithilfe der Drug-Stroop-Task lässt sich der Aufmerksamkeitsbias bei Süchtigen erheben. Um zu untersuchen, ob auch unter Shisha-Rauchern ein für eine Sucht charakteristischer Aufmerksamkeitsbias gegenüber shisha-assoziierten Stimuli existiert, wurden Shisha-Raucher und Nicht-Shisha-Raucher einer Drug-Stroop-Task mit neutralen, shisha-assoziierten und Füllwörtern unterzogen. Erwartet wurde ein Aufmerksamkeitsbias, der sich darin zeigen sollte, dass Shisha-Konsumenten verglichen mit Nicht-Shisha-Rauchern langsamer und fehlerbehafteter auf shisha-assoziierte als auf neutrale Durchgänge reagieren sollten (Drug-Stroop-Interferenz). Zudem sollten die Konsumhäufigkeit, aktuell empfundenes Craving und die Anzahl an Aufhörversuchen mit der Stärke des Aufmerksamkeitsbias zusammenhängen. Jedoch konnte weder für die Reaktionszeiten noch für die Fehlerraten ein Aufmerksamkeitsbias gefunden werden. Während sich hinsichtlich des Zusammenhangs von der Konsumhäufigkeit und des zum Zeitpunkt der Untersuchung empfundenen Cravings mit der Größe der Drug-Stroop-Interferenz widersprüchliche Ergebnisse zeigten, konnten aufgrund zu geringer Angaben von Aufhörversuchen keine Berechnungen zum Zusammenhang mit der Drug-Stroop-Interferenz durchgeführt werden. Möglicherweise konnte der Aufmerksamkeitsbias aufgrund einiger Limitationen der durchgeführten Drug-Stroop-Task und der bestehenden nicht klinischen Stichprobe nicht aufgedeckt werden. Diese und andere mögliche Erklärungsansätze werden diskutiert. Für zukünftige Forschung ist es jedoch unabdingbar, für Shisha-Konsumenten zugeschnittene Konzeptualisierungen der Drug-Stroop-Task zu entwickeln, um zu ermitteln, ab welchem Konsumgrad Shisha-Raucher als abhängig gelten. Dies wird benötigt, um die Wirkmechanismen einer potenziellen Abhängigkeit zu verstehen und geeignete Therapiepläne zu erstellen.

Methamphetamin in Unterfranken - Eine Pilotstudie zu Verbreitung und Konsum von Crystal Meth –

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann und Prof. Dr. Andrea Kübler

Hintergrund

Zur Entwicklung des Konsums von Crystal Meth (α -Dimethylphenethylamin), einem hochpotenten, zentral stimulierenden, synthetisch hergestellten Amphetaminderivat gibt es aktuell keine bundesweiten Daten (Bundesregierung, 2017). Crystal Meth hat ein sehr hohes Wirkpotential, eine lange Halbwertszeit und wirkt hochgradig neurotoxisch, d.h. der chronische Konsum zieht schwere körperliche und psychische Beeinträchtigungen nach sich. Die Lebenszeitprävalenz der erwachsenen Bevölkerung ließ sich im Jahr 2015 auf 0.6% beziffern, wobei der Konsum bei jungen Erwachsenen deutlich weiter verbreitet ist. Bundesweit können regionale Unterschiede in Bezug auf Prävalenz und Konsumkultur verzeichnet werden, mit einer deutlich höheren Prävalenz in Bundesländern nahe der Tschechischen Grenze (Bundesregierung et al., 2016). Regional differenzierte Daten liegen jedoch bislang nur für Frankfurt am Main (Monitoring-System Drogentrends, MoSyD) und Sachsen (Bericht der Suchtkrankenhilfe in Sachsen 2014) vor (Bernard, Werse, & Schell-Mack, 2013; Sächsische Landesstelle gegen die Suchtgefahren, 2015).

Neben der Erfassung der Verbreitung von Crystal Meth über die Analyse der Nutzung suchtbezogener Hilfesysteme, empfiehlt die S3-Leitlinie zwei weitere Datenquellen: Selbstberichte und polizeiliche Daten. Letztere registrieren u.a. die Anzahl der Sicherstellungen und die erstauffälligen Konsumierenden (Bundesregierung et al., 2016). Mit 3292 Sicherstellungen im Jahr 2015 liegt Crystal Meth auf Platz 5 hinter Cannabis, Amphetamin, Ecstasy und Kokain (Bundeskriminalamt, 2016).

Es gibt in Deutschland momentan keine gesicherte Evidenz zu Behandlungskonzepten bei Patienten mit Methamphetamin-bezogenen Störungen (Bundesregierung et al., 2016). Die neu erschienene S3-Leitlinie liefert aber ausführliche Empfehlungen bezüglich Diagnostik, Akut- und Postakuttherapie auf Expertenkonsensbasis sowie Extrapolation aus ausländischen Studien oder Konzepten mit Suchtkranken anderer Substanzen. Es ist aber unklar, welche Therapieform für welche Crystal Meth-Konsumenten mit welchem Konsummuster/-frequenz indiziert ist. Daher ist eine systematische, differenzierte Verhaltensanalyse von Methamphetamin-Konsumenten der erste Schritt für eine optimale Behandlungsplanung.

Ziele

1. Erfassung epidemiologischer Daten zur Verbreitung des Konsums für den Raum Unterfranken,
2. detaillierte Charakterisierung der Konsumenten im Raum Unterfranken bzgl. Applikationsformen, Konsumgewohnheiten (Häufigkeit, Intensität) und Suchtverläufen (Abhängigkeitsstatus, Komorbidität, Konsum- und Abstinenzmotivation).

Bayrische Pneumologen/innen und Tabakentwöhnung

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Pauline Hüper und Prof. Dr. Andrea Kübler

Mit Tabakentwöhnungsangeboten können Raucher effektiv bei Abstinenzversuchen unterstützt werden (Batra, 2013). Eine Berufsgruppe, die bzgl. der Vermittlung solcher Tabakentwöhnungen eine wichtige Rolle spielt, sind die Mediziner. Besonders der Fachbereich der Pneumologie befindet sich hier in einer günstigen Position. Mittels eines Online-Fragebogens sollte in dieser Studie herausgefunden werden, wie Pneumologen/innen die Raucheranamnese durchführen und wie sie mit dem Thema der Tabakentwöhnung umgehen. Außerdem sollten mögliche Barrieren

bzgl. dieser Behandlungsaspekte erörtert, sowie der Frage nachgegangen werden, ob unterschiedlich intensive Interventionen unterschätzt werden. 13 von 184 Befragten füllten den Fragebogen vollständig aus. Deskriptive Auswertungen zeigen, dass Pneumologen/innen sich ihrer Verantwortung im Bereich der Tabakentwöhnung bewusst sind, Raucheranamnesen und Tabakentwöhnungen aber weniger ausführlich und häufig anbieten, als sie es für richtig erachten würden. Die von den meisten Teilnehmern/innen angegebenen Ursachen hierfür sind Zeitmangel und fehlender/zu geringer finanzieller Ausgleich. Es konnten keine grundlegenden Unterschätzungen der Wirksamkeiten unterschiedlich intensiver Interventionen gefunden werden, auch wenn die Datenlage v.a. bei der Intensivintervention nicht klar zu interpretieren ist. Daraus folgt, dass das Ausmaß an Unterstützung für Raucher durch Pneumologen zumindest zum Teil durch eine entsprechende finanzielle Vergütung und zeitliche Entlastung erhöht werden könnte.

Eine Qualitative Inhaltsanalyse von Ratgebern zum Thema „Co-Abhängigkeit“

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann und Prof. Dr. Andrea Kübler

Co-Abhängigkeit ist ein schon lang diskutiertes, bisher noch nicht wissenschaftlich belegtes Konstrukt. Meist wird es in Zusammenhang mit einem Abhängigen definiert und beschreibt die Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse, den Zwang dem Abhängigen helfen zu müssen und eine Abhängigkeit des Selbstwertes von diesem. Trotz des hohen Leidensdrucks erfahren Co-Abhängige wenig Unterstützung, da der Fokus im Gesundheitssystem weiterhin auf den Abhängigen liegt. Das Ziel dieser Arbeit war es daher die Ratgeberliteratur als mögliches niedrighschwelliges Hilfsangebot für Co-Abhängige zu untersuchen und zu charakterisieren. Um trotz der geringen wissenschaftlichen Befundlage zum Thema Co-Abhängigkeit einen umfassenden Überblick zu erhalten, wurden sechs möglichst aktuelle Ratgeber ausgesucht, die sich relativ breit gefächert mit der Hilfe für Co-Abhängige befassen. Dabei wurde der Hintergrund und Expertise der Autoren, Gestaltung, Struktur und Sprache des Ratgebers untersucht sowie die jeweilige Definition von Co-Abhängigkeit betrachtet. Außerdem wurden die empfohlenen Methoden der Ratgeber mittels der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) zusammengefasst und anschließend auf ihre wissenschaftliche Grundlage hin überprüft und diskutiert. Die in den Büchern gefundenen Ratschläge konnten somit in die Bereiche Psychoedukation, Selbstwahrnehmung und -reflexion, Bereitschaft für Hilfe und Veränderung, Abgrenzungsfähigkeit, soziale Kompetenz, Umgang mit negativen Gefühlen, Umgang mit Rückfällen und Resilienz untergliedert werden. Die Ratschläge an sich unterschieden sich meist nicht hinsichtlich ihrer Art, sondern ihrer Qualität. Meist lag der Fokus auf Edukation, weniger auf die Weitergabe anwendungsbezogener, praktikabler Ratschläge. Die Ratgeber zeigten sich in ihrer wissenschaftlichen Grundlage äußerst divers - von gar nicht abgesichert bis überaus fundiert. Weil insgesamt die wissenschaftliche Befundlage für Co-Abhängigkeit sehr gering war, konnten meist nur spekulative Befunde zur Wirksamkeit abgegeben werden. Diese Arbeit dient vor allem der ersten Übersicht der Ratgeberliteratur von Co-Abhängigkeit. Eine exakte wissenschaftliche Überprüfung dieser Literatur ist mit dem bisherigen Kenntnisstand über Co-Abhängigkeit nicht möglich. Sowohl an der wissenschaftlichen Untersuchung dieses Konzepts und möglicher Definition als auch an Qualität und Quantität der Ratgeber muss weiterhin gearbeitet werden. Den diversen Definitionen dieses fragwürdigen Konstrukts entspricht die geringe Anzahl der in der Co-Abhängigkeitsliteratur zu findenden therapeutischen Ansätze.

CO-Abhängigkeit: Die Perspektive des Abhängigkeitserkrankten und die, des Angehörigen

Masterarbeit durchgeführt am Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie unter der Leitung von Dr. Yvonne Paelecke-Habermann und Prof. Dr. Andrea Kübler

Nach aktuellem Forschungsstand ist es immer noch unklar, was hinter dem Konstrukt der Co-Abhängigkeit steckt. Der Begriff „Co-Abhängigkeit“ liefert viele Definitionen, welche unter anderem die Einordnung der Co-Abhängigkeit als eine Persönlichkeitsstörung oder die Annahme von der Co-Abhängigkeit als Krankheit oder Beziehungssucht beschreiben. In dieser Arbeit wurde eine neuere Definition der Co-Abhängigkeit nach Flassbeck (2010) herangezogen, welche hinter der Co-Abhängigkeit eine verhaltensbezogene Suchtform sieht.

Das Ziel dieser Arbeit war es, herauszufinden, welche Kriterien eine Co-Abhängigkeit tatsächlich beschreiben. Zum anderen bestand die Frage darin, ob die Angehörigen von Süchtigen über co-abhängige Symptome aufgrund der Suchterkrankung des Partners bzw. Angehörigen berichten. Zum anderen sollte der Frage nachgegangen werden, wie die Abhängigen die Situation ihres Angehörigen im Zusammenleben mit einem Süchtigen einschätzen. Ein Vergleich der Perspektive des Angehörigen eines Süchtigen mit der Perspektive des Abhängigen bezüglich der problematischen Situation für den Angehörigen im Umgang mit der Sucht sollte weitere interessante Erkenntnisse liefern. Des Weiteren sollte geprüft werden, ob die Angehörigen und Abhängigen von sich aus von ähnlichen Symptomen berichten, die innerhalb der diagnostischen Interviews zur Co-Abhängigkeit abgefragt werden.

Methoden. Zur Überprüfung des Vorhandenseins co-abhängiger Symptome und der Frage, ob es Unterschiede zwischen den Angehörigen und Abhängigen in ihren Einschätzungen gibt, wurden zwei diagnostische Interviews herangezogen, welche anhand eines strukturierten Leitfadens mögliche Kriterien einer Co-Abhängigkeit nach Flassbeck (2010) abfragen. Außerdem wurden zu Beginn der diagnostischen Interviews offene Einstiegsfragen gestellt, die den Teilnehmern die Möglichkeit gaben, ausführlich von sich aus zu beschreiben, wie die Situation für den Angehörigen zur schlimmsten Zeit bezüglich der Konfrontation mit der Sucht war. Anhand dieser Antworten wurde eine qualitative Inhaltsanalyse durchgeführt, um zu beschreiben, was für die Angehörigen bzw. nach Einschätzung der Abhängigen hinter einer Co-Abhängigkeit tatsächlich steckt. Weiterhin wurden anhand der Ergebnisse, die die qualitative Inhaltsanalyse lieferte, Häufigkeitsanalysen der entstandenen Kriterien durchgeführt.

Ergebnisse. Die Angehörigen der Süchtigen zeigten signifikant mehr als zwei der abgefragten co-abhängigen Symptome. Die Abhängigen berichteten ebenfalls von signifikant mehr als zwei co-abhängige Symptomen. Die Einschätzungen der Angehörigen unterschieden sich nicht signifikant von denen der Abhängigen. Signifikante Zusammenhänge gab es jedoch nur in zwei Kriterien. Die Qualitative Inhaltsanalyse ergab zwar Übereinstimmungen zwischen den Kriterien aus der strukturierten und unstrukturierten Befragung, allerdings wurden die Zusammenhänge sowohl für die Angehörigen als auch für die Abhängigen nicht signifikant.

Schlussfolgerung. Dass die Angehörigen als auch die Abhängigen zwei oder mehr co-abhängige Symptome zeigen, entspricht der Vermutung, dass das Zusammenleben mit einem Süchtigen bei den Angehörigen zu Veränderungen und Konsequenzen führt. Da sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den Beurteilungen der Situation bestätigen ließen, ist anzunehmen, dass die Abhängigen die Situation ihrer Angehörigen besser einschätzen können, als erwartet. Dies liegt jedoch eventuell an der Tatsache, dass die Teilnehmer dieser Untersuchung in den meisten Fällen seit Jahren in Selbsthilfegruppen gehen und die aktive Konsumphase bereits lange Zeit zurückliegt. Dass die Ergebnisse der Teilnehmer keine signifikanten Gemeinsamkeiten zwischen der strukturierten und unstrukturierten Befragung aufweisen, zeigt zum einen, dass die Erhebung mehrerer Instrumente für eine bessere Einschätzung der Co-Abhängigkeit sinnvoll ist. Zum anderen verdeutlicht es, dass das Konstrukt der Co-Abhängigkeit weiterhin nicht ganz aufgeklärt ist.

Methodenkritik und Ausblick. In dieser Untersuchung sind besonders die kleine Stichprobe und die Tatsache, dass es sich vor allem um Betroffene handelt, die bereits seit langen in Selbsthilfegruppen gehen und daher möglicherweise selbstreflektiert sind, zu berücksichtigen. Die Ergebnisse dieser Studie bieten Anregungen zu weiteren Untersuchungen, beispielsweise könnten Betroffene interviewt werden, bei denen die aktive Konsumphase aktuell ist oder die noch nicht an einer Selbsthilfegruppe teilgenommen haben. Es könnte außerdem untersucht werden, ob sie die Erlebens- und Verhaltensweisen der Co-Abhängigkeit auch in anderen psychischen oder somatischen Störungen wiederfinden lassen. Die diagnostischen Interviews zur Co-Abhängigkeit stellen eine nützliche Möglichkeit zu therapeutischen Intervention dar.

Forschungsschwerpunkte Klinische Suchtmedizin

Leitung: PD Dr. med. Dipl.-Chem. Thomas Polak, E-Mail: Polak_T@ukw.de, Tel.: 49-931-201-76376, Fax: 49-931-201-77550

Mitarbeiter: Dipl.-Psych. Katrin Joachim, E-Mail: Joachim_K@ukw.de; Dipl.-Soz.-Päd. Dagmar Böhmert-Weijers, E-Mail: Winner_R@ukw.de; Jonas Leinweber, E-Mail: Leinweber_J@ukw.de

Ziele und Forschungsgebiete

- **Abhängigkeit und psychische Erkrankung:** Wir untersuchen die Bedeutung von stoff- und nicht stoffgebundener Abhängigkeit und ihrer neurobiologischen Grundlagen für Pathogenese und Therapie psychischer Erkrankungen. Mit bildgebenden Methoden wie Nahinfrarot-Spektroskopie wollen wir mehr über die Modulation psychischer Erkrankungen durch genetische Faktoren und die Folgen von Suchterkrankungen für die Therapie psychischer Erkrankungen erfahren.
- **Hirnstimulationsverfahren in der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen:** Mit dem Schwerpunkt auf Alkoholkonsum aber auch Tabakrauchen testen wir die Einsatzmöglichkeit verschiedener Hirnstimulationsverfahren wie repetitive transkranielle Magnetstimulation, transkranielle Gleichstromstimulation und aurikuläre Vagusnervstimulation in der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen.
- **Qualitätsindikatoren in der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen:** In Anlehnung an die Initiative „Qualitätsindikatoren in der Therapie psychischer Erkrankungen“ der DGPPN wollen wir katamnestic feststellen, ob sich Patienten, die verschiedene Therapieangebote durchlaufen wie stationäre Entgiftung oder qualifizierte Entzugsbehandlung mit und ohne Wahrnehmen des Angebotes eines anschließenden ambulanten Stützprogrammes bezüglich Karenz und Rückfall unterscheiden.
- **Prädiktion des Therapieerfolges einer medikamentenunterstützten Abstinenzbehandlung:** In einer naturalistischen Studie wollen wir herausfinden, ob Polymorphismen innerhalb der μ -Opioidrezeptoren den Erfolg einer Therapie mit Opioidantagonisten wie Naltrexon oder Nalmefen voraussagen können.

Kontextkonditionierung bei Rauchern: eine Studie in Virtueller Realität

Masterarbeit am Lehrstuhl für Psychologie I, Biologische Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapie, unter der Leitung von Dr. Marta Andreatta, Dr. Markus H. Winkler und Prof. Dr. Paul Pauli

Hintergrund. Lernmechanismen spielen bei der Entstehung und Aufrechterhaltung einer Tabakabhängigkeit eine wichtige Rolle. Basierend auf den Prinzipien der klassischen Konditionierung werden ursprünglich neutrale Reize durch Assoziation mit der Drogenwirkung verknüpft und können dadurch ein Verlangen nach der Droge (Craving) sowie antizipatorische

physiologische und behaviorale Reaktionen auslösen (Winkler et al., 2011). Neben proximalen rauchassoziierten Reizen (Cues), z. B. Zigaretten, können auch distale Reize wie verschiedene Umgebungen (Kontexte) Konsumverlangen motivieren (Conklin et al., 2006) und dadurch die Gefahr eines Rückfalls bei abstinenten Personen erhöhen. So konnte in einer Vielzahl von Studien gezeigt werden, dass Tiere eine Präferenz für eine Umgebung entwickeln, die zuvor wiederholt mit den positiven Effekten der Drogenwirkung gepaart wurde (z. B. Bardo & Bevins, 2000). Im Humanbereich ist die Kontextkonditionierung weniger untersucht, konnte aber u. a. bereits mit Stimulanzen nachgewiesen werden (Childs & de Wit, 2013). Auch Befunde bei Rauchern deuten in diese Richtung (Dols, van den Hout, Kindt, & Willems, 2002), es fehlen jedoch Studien mit objektiven, psychophysiologischen Maßen motivationaler Valenz.

Methodik. Für die vorliegende Arbeit wurde ein von unserer Arbeitsgruppe in der Angstforschung erfolgreich etabliertes Paradigma der Kontextkonditionierung eingesetzt (Glotzbach-Schoon et al., 2013). Virtuelle Realität (VR) ist ein ökologisch valides und gleichzeitig experimentell sehr gut kontrollierbares Forschungswerkzeug (Andreatta et al., 2017; Gromer et al., 2018), das in der Suchtforschung zunehmend zur Manipulation von Craving und zur Cue-Exposition im Rahmen einer Entwöhnungsbehandlung verwendet wird (Hone-Blanchet et al., 2014). In unserer Studie wurden Raucher und Nichtraucher durch zwei virtuelle neutrale Büroräume geführt. Dabei wurde der eine Raum (CTX+) mit einem Zigarettegewinn als sekundären Verstärker gepaart (operationalisiert über das Klingeln einer Registrierkasse), der andere Raum hingegen nicht (CTX-). Während der Lernphase wurde die Lidschlagreaktion der Probanden über ein, über Kopfhörer präsentiertes, kurzes, weißes Rauschen ausgelöst und mittels Elektromyographie quantifiziert. Die Modulation der Lidschlagreaktion kann als psychophysiologisches Maß motivationaler Valenz zur Erfassung von Cue-Reaktivität verwendet werden (Geier et al., 2000). Zudem wurden die beiden Räume von den Probanden hinsichtlich Craving, Valenz, Arousal und der Erwartung eines Zigarettegewinns bewertet.

Ergebnisse. Erste Ergebnisse zeigen einen spezifischen Lerneffekt in der Gruppe der Raucher. Das Craving der Raucher nahm im Verlauf der Lernphase zu und war im rauchassoziierten CTX+ signifikant erhöht. Beide Gruppen bewerteten zudem tendenziell den CTX+ mit der Zeit als angenehmer und diskriminierten in den Erwartungsratings deutlich zwischen den beiden Räumen. Zudem war die Lidschlagreaktion im rauchassoziierten CTX+ inhibiert, was für einen appetitiven Konditionierungseffekt spricht.

Diskussion. Die vorliegenden Ergebnisse sprechen für eine erfolgreiche appetitive Kontextkonditionierung, wobei der rauchassoziierte CTX+ bei Rauchern Craving induzierte. Die Studie erweitert Befunde zur evaluativen Konditionierung (Andreatta & Pauli, 2015), die zeigten, dass die Assoziation diskreter Reize mit positiven und negativen Stimuli zu einer Valenzverschiebung führen kann, auf räumliche Kontexte und ergänzt Befunde zur Konditionierbarkeit behavioraler Platzpräferenzen um psychophysiologische Indikatoren motivationaler Valenz. Die Assoziation mit dem Zigarettegewinn bzw. die Operationalisierung desselben durch das Klingeln einer Registrierkasse in der vorliegenden Arbeit induzierte in beiden Gruppen einen positiven, auf Annäherung gerichteten motivationalen Zustand. Das Paradigma eignet sich somit zur Untersuchung des Einflusses von Umgebungen auf appetitiv motiviertes Verhalten im Humanbereich.

Modulation von Cue-Reaktivität durch die Erwartung zu rauchen

Masterarbeit am Lehrstuhl für Psychologie I, Biologische Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapie, unter der Leitung von Dr. Markus H. Winkler und Prof. Dr. Paul Pauli

Hintergrund. Exzessives Verlangen zum Konsum der Droge (Craving) ist ein zentrales Merkmal süchtigen Verhaltens, das durch drogenassoziierte Hinweisreize (sog. Cues) ausgelöst werden

kann. Vorangegangene Arbeiten konnten zeigen, dass das durch Hinweisreize induzierte Craving sowie damit zusammenhängende psychophysiologische Reaktionen und drogensuchendes Verhalten durch die wahrgenommene Verfügbarkeit der Droge und die Erwartung zu rauchen moduliert werden (Mucha et al., 2008; Carter & Tiffany, 2000). Unklar ist jedoch bislang, ob diese Effekte spezifisch für mit der antizipierten Substanz assoziierte Cues sind oder generell für motivational relevante Reize gelten. So deuten z. B. Befunde an sozialen Trinkern darauf hin, dass die Erwartung Alkohol zu konsumieren nicht nur die Aufmerksamkeitslenkung gegenüber alkohol- sondern auch gegenüber anderen belohnungsassoziierten Reizen (Schokolade) verstärkt (Jones et al., 2012).

Methodik. Ziel der vorliegenden Arbeit ist die weitergehende Untersuchung spezifischer Effekte der Drogenkonsumerwartung auf rauchassoziierte Reize und emotionale Stimuli. In einem Bildbetrachtungsparadigma wurde die Erwartung zu rauchen auf Basis einzelner Trials durch Veränderung der Hintergrundfarbe manipuliert. Die teilnehmenden Raucher wurden instruiert, dass die Farbe des Bildschirmhintergrunds (gelb oder blau) entweder eine Möglichkeit zu rauchen anzeige (und diese zufallsgeneriert 1-3 Mal während der Untersuchung realisiert werde) oder sicher ausgeschlossen sei. Während der Bilddarbietung wurden psychophysiologische Reaktionen erfasst und die Bilder anschließend von den Probanden bewertet.

Ergebnisse. Die wahrgenommene Verfügbarkeit von Zigaretten führte bei Rauchern zu verstärktem Craving und einer erhöhten Erwartung zu rauchen. Die Erwartung zu rauchen war zudem insbesondere bei Rauchreizen erhöht, die auch als angenehmer beurteilt wurden und tendenziell eine erhöhte Hautleitfähigkeitsreaktion auslösten.

Diskussion. Die Befunde sprechen insofern für erwartungsbasierte Theorien süchtigen Verhaltens, da die Verfügbarkeit der Droge und die Antizipation der Drogenwirkung bei Rauchern v. a. die Wirkung rauchassoziiierter Reize zu verstärken scheint. Diese Modelle gehen davon aus, dass drogensuchendes Verhalten durch eine (explizite) Erwartung der Droge mediiert wird, deren motivationale Komponente den aktuellen Anreizwert der Substanz widerspiegelt (Hogarth und Duka, 2006). Jedoch zeigte sich in der vorliegenden Arbeit zudem ein genereller Effekt der Konsumerwartung auf Craving, unabhängig von der Aktivierung appetitiver oder aversiver Systeme. Diese Befunde betonen die Notwendigkeit, die situationellen Faktoren und psychischen Prozesse zu identifizieren, die drogensuchendes Verhalten kontrollieren.